

akter als »Schrittmacher«<sup>88</sup> entstehen für die Ästhetik und die Institutionen des avantgardistischen Theaters – *zugleich* aber kann er in einem abseitigen, der avanciert literarischen Moderne nicht ohne Weiteres zu rechnungsfähigen Feld *die basalen Mechanismen der Institutionalisierung selbst* in den Blick nehmen.

Inzwischen beginnt man zu verstehen, welche Bedeutung das Ende des 19. Jahrhunderts beginnende Denken des Dritten für die Kultur- und Sozialwissenschaften hat.<sup>89</sup> Joachim Fischer verweist darauf, dass der Dritte die klassischen Intersubjektivitätsmodelle überhaupt erst auf die ihnen übergeordneten Institutionen perspektiviert. Wie bei Simmel beginnt erst mit dem Dritten die Gesellschaft, denn dieser sorgt dafür, dass sich Interaktionen aus ihrem situativen Entstehungskontext lösen können und eine objektive Konsistenz gewinnen.<sup>90</sup> Der Einakter wird in diesem Sinne zu einem Drama der *reinen* Konstellation, das diese Objektivitäten beobachtet und zur Diskussion stellt. Je idiosynkratischer die Triaden dabei werden, desto mehr bewegt sich das Drama aus der Atmosphäre des »schönen Scheins«, der Typenkomödie etwa, heraus, um die soziale Praxis unmittelbar zu verkörpern. Doch während Simmels theoretischer Beitrag zur Erforschung sozialer Institutionen in einschlägigen Studien greifbar ist,<sup>91</sup> blieb die Koevolution dieses Wissens mit der literarischen Form in seiner Entstehungsphase weitestgehend verdeckt.<sup>92</sup> Zu arm an Innovation erscheinen die Stücke konventioneller Theater im Aufmerksamkeitsschatten der Avantgarden. Schließlich wird es erst Bertolt Brecht vorbehalten bleiben, beides zu beerben und die Reflexionskraft des Einakters in ein Lehrtheater der Praxis völlig zu integrieren.

88 Vgl. Hans-Peter Bayerdörfer: Die Einakter – Gehversuche auf schwankhaftem Boden, in: Walter Hinderer (Hrsg.): Brechts Dramen. Neue Interpretationen, Stuttgart 1984, 245-265, hier: 247.

89 Vgl. die historische Skizze in Thomas Bedorf: Stabilisierung und/oder Irritation. Voraussetzungen und Konsequenzen einer triadischen Sozialphilosophie, in: Bedorf/Fischer/Lindemann (Hrsg.), Theorien des Dritten (Anm. 56), 13-32, hier: 13-19.

90 Vgl. Joachim Fischer: Der Dritte/Tertiärität. Zu einer Theorieinnovation in den Kultur- und Sozialwissenschaften, in: Hans-Peter Krüger, Gesa Lindemann (Hrsg.): Philosophische Anthropologie im 21. Jahrhundert, Berlin 2006, 146-163, hier: 154 f.

91 Vgl. etwa Peter L. Berger, Thomas Luckmann: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, mit einer Einleitung zur deutschen Ausgabe von Helmuth Plessner, übers. von Monika Plessner, Frankfurt a.M. 1980; Erving Goffman: Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen, übers. von Hermann Vetter, Frankfurt a.M. 1977.

92 Vgl. die Diskussion von Sartres Einakter *Huis Clos* bei Bedorf, Dimensionen des Dritten (Anm. 56), 280.

MARTINA WERNLI

## Parodie und Wissen

### *Friedrich Glausers »Klinisches Jahresblatt«*

Obwohl zu Beginn des 20. Jahrhunderts verhältnismäßig viele Autoren und Autorinnen aus unterschiedlichen Gründen in psychiatrischen Kliniken interniert waren, gibt es wenige Texte, die über diese Situation Aufschluss geben und die Bedingungen des Schreibens in der Anstalt thematisieren und reflektieren. Der in diesem Beitrag im Mittelpunkt stehende Text Friedrich Glausers, das *Klinische Jahresblatt*<sup>1</sup> aus dem Jahr 1936, ist diesbezüglich in mehrfacher Hinsicht eine Ausnahme, handelt es sich dabei doch um eine handgedruckte Faschingszeitung, die das Leben in der psychiatrischen Anstalt und einzelne Exponenten spöttisch überzeichnend darstellt. Die besonderen Elemente, die in diesem Text kombiniert werden, sind geprägt von der Klinik als einem außergewöhnlichen Schreibort, von der Perspektive des Autors, der gleichzeitig die Rolle des Patienten einnimmt, sowie seinem Wissen aus dem Bereich der zeitgenössischen Psychologie und der Anstaltspsychiatrie. Entzieht sich der Text damit konventionellen Gattungszuordnungen, so kann seine Schreibweise zugleich der Parodie<sup>2</sup> zugeordnet werden, die ihrerseits im Spannungsfeld zwischen Gattung und Schreibweise, zwischen einem ahistorischen Modus und einer konkreten und zeitgebundenen Realisation in

1 Friedrich Glauser: *Klinisches Jahresblatt*, 1936, unpubliziert, SLA Glauser, Signatur: EG C-1-j/4. Das hektographierte Typoskript im Nachlass wurde im dritten Band des *Erzählerischen Werks* von den Herausgebern Echte und Papst publiziert: Friedrich Glauser: *König Zucker. Das erzählerische Werk*, Bd. 3: 1934-1936, hrsg. von Bernhard Echte und Manfred Papst, Zürich 2001, 327-343. Da die Herausgeber aber etliche, nicht gekennzeichnete orthographische und teilweise auch inhaltliche Änderungen vorgenommen haben, wird hier aus der Version im Nachlass zitiert.

2 Auf die »historische Mehrdeutigkeit« des Ausdrucks »Parodie« und die daraus folgenden »erheblichen terminologischen Unschärfen« verweist etwa der Eintrag zu »Parodie« im *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Es geht hier aber nicht darum, eine Schreibweise zu definieren und dadurch einen Begriff zu schärfen, vielmehr kann an Glausers Text beobachtet werden, wie literaturwissenschaftliche Kategorien unterwandert und in ihrer Begrenztheit ausgestellt werden. Theodor Verwey, Gunther Witting: Art. »Parodie«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, hrsg. von Jan-Dirk Müller, 3 Bde., Bd. 3, Berlin 2007, 23-27, hier: 24. Eine längere Definition bieten Verwey und Witting in: dies.: *Einfache Formen der Intertextualität. Theoretische Überlegungen und historische Untersuchungen*, Paderborn 2010, 268-271.

einer Gattung steht.<sup>3</sup> Statt ein literaturwissenschaftlich kategorisierendes Gattungs-Wissen über die Parodie als Einheit weiterzutreiben, sollen deshalb an dieser Stelle die Funktionsweisen einer parodierenden, sich intertextuell auf unterschiedliche Textsorten und Gattungen beziehenden Schreibweise exemplarisch analysiert und so die Ränder eines historischen wie systematischen Gattungs-Wissens markiert werden.

Unterschiedliche Textgattungen dienen Glauzers Parodie als Prätexte, das *Jahresblatt* seinerseits fügt sich dann jedoch nicht zu einer homogenen neuen Gattung, die einen bestimmten Stil oder eine bestimmte Gattung nachahmen würde, vielmehr wird die Diversität des Parodierten beibehalten. Mit Bachtin gesprochen ist die Parodie eine »beabsichtigte, dialogisierte Hybride. In ihr beleuchten sich Sprachen und Stile wechselseitig auf aktive Weise.«<sup>4</sup> Wenn nun wie im *Jahresblatt* die dialogisierende Parodie aus unterschiedlichen Prätexten und einem mehrteiligen Textprodukt besteht, lässt sich von einer Potenzierung dieses Verfahrens reden. Der intertextuelle Dialog findet damit in den unterschiedlichen Sprach- und Stilschichten innerhalb des *Jahresblattes* auch eine textprodukt-interne Entsprechung. Die verschiedenen Gattungen der parodierten Texte sind hier also nur indirekt präsent, nicht nur deshalb, weil ein parodistisches Schreiben sie immer transformiert, sondern auch, weil sie in der Fülle und Kürze der einzelnen Elemente im *Jahresblatt* nur anklingen. Damit wird auch klar, dass unter parodistischem Schreiben hier kein Umschreiben eines einzelnen Textes als Vorlage zu einem neuen Text verstanden werden kann.

Die Parodie als Schreibweise zeichnet sich, wie noch erläutert wird, durch einen spezifischen Umgang mit Wissen aus, sie fordert von der Leserschaft ein Vorwissen (etwa über literarische Gattungen) ein, verschiebt dieses und bildet daraus etwas Neues, das ebenfalls Wissen beinhaltet. In der Folge sollen also sowohl das konkrete, inhaltliche Text-Wissen des *Jahresblattes* als auch das auf einer Metaebene angesiedelte und allgemeiner verstandene Gattungs-Wissen der Schreibweise Parodie untersucht

- 3 Siehe zur Position der Parodie zwischen Schreibweise und Gattung Beate Müller: Komische Intertextualität. Die literarische Parodie, Trier 1994, bes. 31-50; Theodor Verwey, Gunther Witting: Die Parodie in der neueren deutschen Literatur. Eine systematische Einführung, Darmstadt 1979, bes. 108-112. Im Rückgriff auf Klaus W. Hempfers *Gattungstheorie. Information und Synthese* (1973) übernehmen Verwey und Witting die Schreibweise als »Bezeichnung für eine ahistorische Konstante« und Gattung als »Bezeichnung für eine historisch konkrete Realisation dieser Schreibweise«. Dies., Einfache Formen der Intertextualität (Anm. 2), 38.
- 4 Michail Bachtin: Die Ästhetik des Wortes, hrsg. von Rainer Grübel, übers. von Rainer Grübel und Sabine Reese, Frankfurt 1979, 331.

werden. Am Gegenstand wird gezeigt, ob und inwiefern die Schreibweise als »trans- oder ahistorische Invariante[]«<sup>5</sup> gedacht werden kann.

Der vorliegende Beitrag ist in sechs Abschnitte gegliedert. In einem ersten Unterkapitel werde ich Glauzers Situation in der Waldau umreißen, in einem zweiten Teil wird die Parodie als literarische Technik der Verfremdung mit einer von Glauser beschriebenen »Wirklichkeit« in Verbindung gebracht, bevor drittens die Entstehung des Textes zur Sprache kommt. Das vierte Unterkapitel widmet sich den im *Jahresblatt* thematisierten Krankheiten und Therapien, das fünfte den Figuren und ein letztes, sechstes Kapitel der Wissenschaft und Anstaltsgeschichte.

### I. Glauser in der Waldau

Glauser hat eine beachtliche Anstalts- und Internierungskarriere durchgemacht. Einzelne Stationen sind das Landerziehungsheim in Glarisegg, die psychiatrische Klinik Bel-Air bei Genf, wo er als Morphiumsüchtiger 1918 interniert war, 1919 war er in der Berner Anstalt Münsingen, 1920 im Zürcher Burghölzli, nach der Fremdenlegion in Nordafrika 1924 in einer belgischen Klinik, danach wieder in Münsingen, darauf ein Jahr im Berner Gefängnis Witzwil, ab Sommer 1932 wieder in Münsingen, diesmal unbefristet, interniert. Von dort wurde er im März 1934 in die Waldau verlegt, wo er, je nach Verhalten, entweder innerhalb der Mauern oder in der Kolonie Schönbrunn<sup>6</sup> bis zum Mai 1936 bleiben sollte.<sup>7</sup> In dieser Außenstation der Anstalt,<sup>8</sup> die nach einer ehemaligen »Wärterin« auch

- 5 Uwe Spörl: Art. »Form als Bestimmungskriterium«, in: Rüdiger Zymner (Hrsg.): Handbuch Gattungstheorie, Stuttgart/Weimar 2010, 32 f., hier: 32. Die breit gefasste Bezeichnung »trans- oder ahistorisch[]« zeigt einmal mehr die Problematik der genauen Festlegung der Parodie als Verfahren.
- 6 Teilweise auch »Schönbrunn« geschrieben.
- 7 Zur Biografie Glauzers siehe Gerhard Saner: Friedrich Glauser. Eine Biographie in zwei Bänden, Zürich 1981. Autobiographische Auskunft gibt Glauser etwa im Brief Friedrich Glauser an Josef Halperin, Route de Pornic, La Bernerie, den 15. Juni 1937, in: ders.: Briefe 2, 1935-1938, hrsg. von Bernhard Echte, Zürich 1991, 621-625, 623 f. Die Verlegung in die Waldau wurde erzwungen und ist aus der Perspektive Glauzers eine Strafmaßnahme wegen ungebührlichen Verhaltens. Siehe dazu den Brief Friedrich Glauser an Josef Halperin, [Waldau], den 20. März 1936, in: ebd., 199-207, bes. 200 f. Teilweise eine Gegenansicht zu Glauzers Darstellung bietet der Psychiater Max Müller im Rückblick. Ders.: Erinnerungen. Erlebte Psychiatriegeschichte, 1920-1960, Berlin/New York/Heidelberg 1982, 60-68.
- 8 Da es die Entwicklung der schweizerischen Psychiatrie, anders als etwa in den Nachbarländern, zuließ, Universitätskliniken auch als Anstalten zu verwenden, kann im Fall der Waldau synonymisch von Klinik und Anstalt gesprochen werden.

Kolonie Anna Müller in Schönbrunn benannt wurde, genoss Glauser etwas mehr Freiheit als ihm im hinter Sandsteinmauern gelegenen Haupthaus gewährt wurde; sein Briefverkehr etwa unterlag hier weniger starker Regulierung.

Glausers Schreibtätigkeit zieht sich durch diese Orte hindurch: In der Waldau respektive in der Kolonie Schönbrunn ist er zeitweise besonders produktiv, hier arbeitet er an vier Kriminalromanen, darunter *Matto regiert*, von dem noch die Rede sein wird.<sup>9</sup> Das Schreiben unter den Umständen der Internierung ist eine Tätigkeit, die besonderen Restriktionen unterworfen ist: Alle Briefe und Texte Glausers und auch die Bücher, die er ausleiht,<sup>10</sup> werden unter Zensur gestellt, die zeitlichen Möglichkeiten, in der Anstalt zu schreiben, sind durch eine festgelegte Tagesstruktur und Arbeit in der Landwirtschaft vorgegeben und zeitweise muss auch mit dem Problem des Materialmangels umgegangen werden, denn im ländlichen Umfeld der Waldau stehen natürlich keine Schreibwarenläden zur Verfügung. In diesem Setting der damals noch *Bernische kantonale Heil- und Pflegeanstalt* genannten »freien« Kolonie Schönbrunn verfasst der damals 39-jährige Glauser 1936 gemeinsam »mit einem Patienten«,<sup>11</sup> wie es von anonymer Hand angefügt heißt, ein zwölfseitiges Typoskript mit dem Titel *Klinisches Jahresblatt*.

An Berthe Bendel, seine Freundin und ehemalige Pflegerin, schreibt Glauser im Frühling 1935 aus der Internierung:

Ach, Berthe, ich hab so furchtbar Lust, dir etwas vorzuklagen, es geht mir mies, ich komm mir ganz allein vor, und überhaupt niemand kümmert sich um mich, und es ist alles zum Kotzen. Man kann mit keinem Menschen reden, du hockst irgendwo in einem Laden u. bedienst deine Kunden mit Würsten und Laffli, und der Friedel sitzt zwischen katatonen Endzuständen u. verblöddenden Paralytikern, jätet Rübli oder

<sup>9</sup> Im Herbst 1934 schließt er in der Kolonie Anna Müller in Schönbrunn den *Tee der drei alten Damen* ab, der im Sommer 1939 *post mortem* in der *Zürcher Illustrierten* erscheint. Auch in der Waldau respektive der Kolonie schreibt er ab Anfang 1935 *Schlumpf Erwin Mord*, der im Sommer 1936 ebenfalls in der *Zürcher Illustrierten* unter dem Titel *Wachtmeister Studer* erscheint. Im Dezember 1935 schreibt Glauser *Die Fieberkurve*, die ab Dezember 1937 als *Wachtmeister Studers neuer Fall* in der *Zürcher Illustrierten* erscheint. Zu den Werken siehe Saner (Anm. 7), Bd. 2.

<sup>10</sup> Christa Baumberger: Autorenbibliothek und literarisches Vagabundentum. Friedrich Glausers fehlende Bibliothek, in: Quarto. Zeitschrift des Schweizerischen Literaturarchivs, Nr. 30/31: Autorenbibliotheken, Bern 2010, 75-79.

<sup>11</sup> Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), Titelblatt. Die Autoren geben sich als »Eggla« zu erkennen, im Namen des Mitautors müssen also die Buchstaben »Eg« vorkommen, die Person lässt sich jedoch nicht eruieren.

tut heuen u. möchte – ja, was möcht er eigentlich? Er hat eine so ungewisse Sehnsucht im Herzen [...].<sup>12</sup>

Deutlich wird in diesem Zitat erstens, dass Glauser schreibt, nämlich einen Brief, dass er dies zweitens unter besonderen Umständen tut, nämlich »zwischen katatonen Endzuständen u. verblöddenden Paralytikern«, mit denen er nicht reden kann, und drittens, dass der Autor nicht nur schreibt, sondern daneben auch in der Landwirtschaft tätig ist, Unkraut jätet und bei der Heuernte hilft. Glauser ist also an einem besonderen Schreibort<sup>13</sup> und schreibt dort aus der Perspektive des belesenen, morphiumabhängigen »Patienten«, der sich um seine literarische Karriere bemüht, sich nebenher mit Medizin und zeitgenössischer Psychiatrie beschäftigt und sich in unterschiedlichen Textgattungen, darunter auch Briefen, an der Fremdbestimmung in der Internierungssituation abarbeitet.

Das unter diesen Umständen entstandene *Jahresblatt* enthält unterschiedliche Rubriken wie die *Auslandsnachrichten*, eine *Bücherschau*, die Schlagwörter *Wissenschaftliches* oder *Für die Frau*, in denen das Leben in der Waldau und verschiedene ihrer Exponenten parodistisch dargestellt werden. Beginnend mit einem *Jahresbericht* werden in einem Inhaltsverzeichnis, das *Inventar* genannt wird, folgende Rubriken mit Preisangabe aufgelistet:

1 Jahresblatt <sup>14</sup>	Frs. 0.05
1 Auslandsnachrichten	0.05
1 Für Herz & Gemüt	0.05
1 Bücherschau	0.05
1 Theater & Kunst	0.05
1 Wissenschaftliches	0.05
1 Unfälle & Verbrechen	0.05
1 Ackerzucht & Viehbau	0.05
1 Für die Frau	0.05

<sup>12</sup> Friedrich Glauser an Berthe Bendel, [Münchenbuchsee, Ende Mai/Anfang Juni 1935], in: Friedrich Glauser, Briefe 2 (Anm. 7), 19. Ein Laffli ist ein Stück Fleisch von der Schulter des Schweins.

<sup>13</sup> Ausführlicher zur Waldau als Schreibort um 1900: Martina Wernli: Schreiben am Rand. Die »kantonale Irrenanstalt Waldau« und ihre Narrative (1895-1936) (erscheint 2013).

<sup>14</sup> Als Beispiel für die Veränderungen sei hier bemerkt, dass Echte und Papst aus dem »Jahresblatt« im Inventar kommentarlos einen »Jahresbericht« machten, wie er dann sowohl im Typoskript wie auch in der Druckversion auf der folgenden Seite genannt wird. Glauser, König Zucker (Anm. 1), 327f. respektive Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), Titelseite und 1.

I Börsenbericht	0.05
I Wetterbericht	0.025
Uebertrag	
(mit der Rechenmaschine ermittelt)	0.50 <sup>15</sup>

Diese Rubriken werden noch weiter unterteilt. *Für Herz & Gemüt* etwa besteht aus einem *Pflegelied*, in dem das Anstaltessen, die Ausbildung und Ärger mit dem Chef thematisiert werden, dann dem *Feuilleton*, der Rubrik *Nachdenkliches* und einem *Preis ausschreiben*. Im *Jahresbericht* innerhalb des *Jahresblattes* berichtet das Autorenpaar unter Verwendung einer Hundezucht-Metaphorik über den Zuwachs an Assistenten:

Der Ausbau unseres Assistentenzwingers hat weitere Fortschritte gemacht. Es ist seinem Leiter gelungen, Absatzgebiete im In- und Auslande zu finden. Rüden und kräftiger weiblicher Nachwuchs sind vielbegehrt. Die gelieferte Ware ist garantiert stubenrein, an frühes Bellen gewöhnt; läuft ohne Pfiff in schlankem Trabe zu dem einmal festgesetzten Rapporttermin, ist anspruchslos und gegen ungeheizte Zimmer widerstandsfähig. Sie kann auf ramponierten Schreibmaschinen ergötzliche Krankengeschichtenlieder nach vorgeschriebener Melodie komponieren. Unser Nachwuchs ist daher besonders Direktoren warm zu empfehlen. Rassenpsychologisch interessant ist es, dass auch mit artfremdem Zuchtmaterial befriedigende Ergebnisse erzielt wurden.<sup>16</sup>

Der hier zitierte Anfang des *Jahresblattes* stellt Assistenzärzte als Hunde in einem von »Direktoren« gesteuerten Zuchtbetrieb dar. Verbindend wirkt nicht nur das unbedingte Macht-Verhältnis von Hund und Meister – das Gehorchen weitet sich auch auf Schreibprozesse aus. Die Schreibmaschinen als die dafür maßgeblichen Werkzeuge sind in einem schlechten Zustand, die Krankengeschichten werden nach vorgegebenem Raster verfasst, die Patientenbeobachtung und deren Verschriftlichung finden innerhalb enger Regelwerke statt. Die Anspielung auf die Rassenpsychologie bezieht sich auf die Tatsache, dass in den 1930er Jahren zur Emigration gezwungene deutsche Ärzte und Psychiater auch in der Waldau arbeiteten.

Wird die Parodie als Verfahren der Verfremdung und Verzerrung beschrieben, dann kann hier bemerkt werden, dass die Fiktionalisierung unter diesen besonderen Umständen eine Faktualisierung hervorbringt, indem Machtverhältnisse in der Klinik durch die Literarisierung und die Metaphorisierung gerade in ihrer (vermutlichen) Realität gezeigt werden.

<sup>15</sup> Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), Titelblatt.

<sup>16</sup> Ebd., 1.

In einem »ersten« Sachtext wäre dies kaum möglich, da dieser wohl, statt gelesen, in einen pathologischen Kontext gestellt würde.

In der Tradition einer satirischen »stichel-schrift«<sup>17</sup> verfasst, nimmt das *Jahresblatt* Merkmale unterschiedlicher humoristischer Kleinformen auf. Der Text wurde – soweit sich das heute rekonstruieren lässt – vermutlich einigen wenigen Patienten, vor allem aber Angestellten der Klinik vorgelegt.<sup>18</sup> Die zeitgenössischen Rezipienten und die im Text vorkommenden Personen decken sich also zu einem großen Teil.

Glauser gibt in einer Art Motto an, dass trotz der gefürchteten, anstaltsüblichen Bestrafungen wie Dauerbad und Spritze das Schreibprojekt gewagt werde und wer sich darüber ärgere, wohl am ehesten von der darin formulierten Kritik betroffen sei. Das Motto lautet denn:

Dem Autorpaare Egglau / Dem wurden die Haare grau: / Aus Furcht vor Bad und Spritze, / Die Strafe für freche Witze // Dann dacht es aber: Wenns jemanden beisst, / So weiss der am besten, was Solches heisst; / Und will er gar in Entrüstung machen / So tu' ers: Die Andern, die werden lachen .... // Er bedenke dieses, kapiere es ganz! / Nur einmal im Jahre ist Mummenschanz / Und Tanz.<sup>19</sup>

Der Text liefert hier also bereits zu Beginn ein Deutungsangebot: Die einzelnen Elemente sollen als »Witz« gelesen werden. Mit einem Gestus der Entschuldigung wird auf die zeitliche Gebundenheit des Textes an die Fashingszeit verwiesen und die Schreibweise damit zu legitimieren versucht.

Neben dem Unterhaltungswert, den das *Jahresblatt* auch heute noch besitzt, zeichnet sich Glausers Parodie ihrerseits als Reflexionsmedium und Metatext für andere Gattungen ab: Darin wird einerseits die Gattung des Jahresberichts, das Institutions-Genre *par excellence*, in anderen Institutionen »Rechenschaftsbericht« genannt, an die sich das *Jahresblatt* anlehnt, als Vorlage herangezogen und mit ironischen Verschiebungen versehen in einer Kurzfassung nachgeahmt. Jahresberichte der Klinik sind Auftragsarbeiten, gerichtet an eine politische Instanz und damit auch die Geldgeber, im konkret vorliegenden Fall an die Direktion des Gesund-

<sup>17</sup> Weigand, zitiert nach Jacob und Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Art.: »Satire«, Bd. 14, 1810, <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?sigle=DWB&mode=Vernetzung&clmid=GSo2176> [zuletzt abgerufen am 14.08.2012].

<sup>18</sup> Unglücklicherweise ist der Jahresbericht der Waldau von 1936 nicht publiziert. Die interne Fassung ist kürzer gehalten als es die publizierten sind, und so weist sie keine Übersicht über die angestellten Ärzte auf, es werden nur Personaländerungen vermerkt. Es lassen sich deshalb nicht alle von Glauser erwähnten Personen mit realen Personen in Verbindung bringen.

<sup>19</sup> Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), Titelblatt.

heitswesens des Kantons Bern und an eine interessierte Öffentlichkeit. Die Jahresberichte als Textgattung werden durch das Mitte des 19. Jahrhunderts eingeläutete Zeitalter der Anstaltspsychiatrie einerseits möglich und andererseits notwendig gemacht. Die Entwicklung der Disziplin Psychiatrie, aber auch die gesellschaftspolitische Kritik an den Anstalten haben Form und Inhalt der Jahresberichte entscheidend geprägt. Die Berichte fügen sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem stabilen Aufbau, sie enthalten im Berner Fall vier Teile, erstens einen Bericht der Aufsichtskommission, zweitens einen des Direktors mit statistischen Angaben zum sogenannten »Krankenmaterial«, zum Personalbestand und zu besonderen Ereignissen, drittens einen finanziell und baulich orientierten Verwaltungsbericht und viertens einen Überblick über die landwirtschaftliche Abteilung.<sup>20</sup> Die Parodie, Ironie oder auch die Unterhaltung sind dem Jahresbericht als Gattung demzufolge wesensfremd. Obwohl von rhetorischen Stilfiguren geprägt und in ihrer Art, Wissen und Macht zu verhandeln, sehr aufschlussreich, wenn man die Entwicklung einer relativ jungen Disziplin, der Psychiatrie, verfolgen will, werden die Jahresberichte in der Psychiatriegeschichte meist als Quellen gelesen, die hauptsächlich Fakten liefern. Die Parodie eines Jahresberichtes als Sachtext bedarf einer großen Verschiebungsleistung, bis überhaupt Humorvolles in ihm erkannt werden kann, und sie erfordert ein besonderes Vorwissen respektive eine entsprechende Decodierungsarbeit.

Die parodistische Schreibweise als »intertextuelles Verfahren der Transformation mit komischer Funktion«<sup>21</sup> zeichnet sich durch ihre Aufnahme von traditionellen Texten aus, die in dieser Aufnahme verändert werden. Dieses Schreiben verweist auf Bestehendes und enthält dadurch affirmative Elemente, was aber durch die Verschiebungsbewegung der Persiflage gleichzeitig dekonstruiert wird.

## II. Parodie und »Wirklichkeit«

Die parodierende Schreibweise lässt sich auf andere Gattungen anwenden und eignet sich für eine distanzierte Darstellung bekannter Gegenstände, hier der verfremdeten Darstellung einer »Anstalts-Wirklichkeit«,

20 Zu den Jahresberichten siehe Martina Wernli: Zahlen, Krankheiten und eine neue Limonademaschine. Wissensformen in den Jahresberichten der »Bernischen kantonalen Irrenanstalt Waldau«, in: dies. (Hrsg.): Wissen und Nicht-Wissen in der Klinik. Dynamiken der Psychiatrie um 1900, Bielefeld 2012, 209-230.

21 Helmut Weidhase, Kai Kauffmann: Art.: »Parodie«, in: Metzler Literaturlexikon. Begriffe und Definitionen, hrsg. von Dieter Burdorf, Christoph Fasbender, Burkhard Moennighoff, 3., völlig neu bearbeitete Aufl., Stuttgart 2007, 572.

und darüber hinaus für eine humoristisch formulierte Kritik. Von einer »Wirklichkeit« ist hier nur in Anführungszeichen die Rede, weil es für Glauser gerade zum Ort der Anstalt, der zweifelsohne eine eigene »Wirklichkeit« besitzt, gehört, dass ihm »die Wirklichkeit« abhanden kommen konnte, wie er in einem Brief an die Autorin und Redakteurin Martha Ringier ausführt: »Ich habe gar kein Talent zum Robinson. Auf einer einsamen Insel würd ich mich aufhängen und in einer Klosterzelle ... nun, ich bin ja im Kloster – und da kommt einem die Wirklichkeit abhanden. Das ist unangenehm. Denn Romane sind ja nur ein faute de mieux ...«<sup>22</sup> Briefe sind hier für Glauser die Textgattung, in der sich über die abhandengekommene Wirklichkeit schreiben lässt. In der Gattung Parodie aber wird zu einer »Wirklichkeit« immer schon Distanz gehalten, was sich in der vom Leser erkennbaren literarischen Technik der Verfremdung ausdrückt. Über den Umweg der parodierenden Darstellung wird »Wirklichkeit« als Abwesendes präsent gemacht, der Text stellt *ex negativo* »Wirklichkeit« aus und in dieser Distanz performativ her. Es ist die Parodie als »Gegen- oder Nebengesang«<sup>23</sup> zum Wirklichen, der eine äußere »Wirklichkeit« als ontologische Kategorie negiert, sie aber in dieser Beschreibung als eine erschriebene Wirklichkeit schafft.

Das *Klinische Jahresblatt* zeichnet sich im Weiteren durch das Wissen über die Gattung Jahresbericht, aber auch innerhalb der Großform Epik über die Kombination weiterer (Unter-)Gattungen in der Schreibweise der Parodie aus. Der Begriff Gattung wird hier als rezeptionsästhetische Kategorie deskriptiv verwendet. Einer eindeutigen oder gar normativen Zuschreibung zu einer Gattung als ahistorische Entität verweigert sich Glauzers Text, vielmehr führt er vor, wie ein solches Unterfangen scheitern kann. Das *Jahresblatt* ist nur mit einem erweiterten und mehrschichtigen Literatur- und Gattungsbegriff zu fassen, weil sich darin unterschiedliche »Textsorten« und Gebrauchstexte finden, die durch die satirische Schreibweise transformiert wurden.<sup>24</sup> Wie noch ausgeführt wird, sind diese Untergattungen einerseits historisch als Teil der Zeitschriftenkultur zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu situieren, andererseits referieren sie auch auf die Form der institutionellen Jahresberichte. Daneben hat auch die materielle Erscheinungsart des *Jahresblattes* einen Bezug zu einer spezifischen Textsorte: In der Technik der Vervielfältigung des Typoskripts er-

22 Friedrich Glauser an Martha Ringier, [Waldau], 2. März [19]36, in: Glauser, Briefe 2 (Anm. 7), 177.

23 Weidhase/Kauffmann (Anm. 21).

24 Zum erweiterten Literaturbegriff siehe Rüdiger Zymner: Gattungstheorie. Probleme und Positionen der Literaturwissenschaft, Paderborn 2003, 151 f.

innert die Hektographie an ein Flugblatt, dessen Eigenheiten die schnelle Fabrikation und Verbreitung sind. In ihrer Materialität erhält die Hektographie als Flugblatt in seiner zu Beginn des 20. Jahrhunderts meist politischen Verwendung ein implizites politisches Konnotat, mit der die darin formulierte inhaltliche Anstaltskritik verbunden werden kann. Diese für das Verständnis des *Jahresblattes* wichtige Komponente entfällt mit der Transkription und Publikation in einem Erzählband, in dem der Text zurzeit vorliegt.

Das *Jahresblatt* bietet dem Autor aber unter anderem auch die Möglichkeit, Schreibweisen auszuprobieren. So findet sich im *Feuilleton* ein Fortsetzungsroman mit der Überschrift »Der blutgefleckte Mantel (Krim. Rom. v. Gred Glauser)«<sup>25</sup> – womit sich Autor Glauser im Text eigenironisch mit leicht zu entlarvendem Pseudonym als Verfasser von Kriminalromanen zeigt. Mit deren Image hatte der reale Kriminalliteratur-Autor Glauser zusehends Mühe, wie er beispielsweise in einem Brief an Ringier bekundet, in dem das Schreiben von Krimis vor allem als technische »Übung« bezeichnet wird:

Jetzt such ich Entschuldigungen, um Kriminalromane schreiben zu können, man gibt sich Mühe, das alte Genre aufzubügeln und tröstet sich damit, daß schließlich die ›Karamasoffs‹ und die ›Caves du Vatican‹ von Gide auch nichts anderes sind als gute Kriminalromane. Auf alle Fälle ist es eine ausgezeichnete Übung. Ich lerne konstruieren, und das hat mir immer gefehlt, dann kann ich hin und wieder ein wenig Anarchismus einschmuggeln, und das tut meiner chaotischen Seele wohl.<sup>26</sup>

Im *Blutgefleckten Mantel* als Bestandteil des *Klinischen Jahresblattes* »erzittert[ ]« die Figur Erika, wirft sich an die Brust des berühmten Psychiaters »Horst von Blausee« und bittet ihn: »Küsse mich, Liebster, denn ich will von dir ...«<sup>27</sup> Mit diesem Ausspruch wird ein gattungstypisches Element des Fortsetzungsromans, der Cliffhanger, persifliert, denn mit ihm ist der Romanausschnitt beendet und eine Fortsetzung wird angekündigt. Allerdings zeichnet sich die Gattung Jahresblatt im Gegensatz zum Fortsetzungsroman gerade durch ihre Singularität aus, die angebliche Fortsetzung ist also nur als Stilmittel zu betrachten. Vor allem wird das Textformat zur Erprobung und Präsentation von Schreibweisen genutzt, deren Verwendung sich Glauser üblicherweise nicht gestattete.

25 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 4.

26 Friedrich Glauser an Martha Ringier, Waldau, 4. Januar 1936, in: Glauser, *Briefe* 2 (Anm. 7), 114.

27 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 4.

Formal knüpft Glauser mit der Collage der unterschiedlichen Elemente im *Jahresblatt* an die bereits erwähnte Blütezeit der (satirischen) Zeitschriften in den 1920er Jahren an, eine Zeit, die mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten fast zeitgleich mit der Entstehung von Glausers Text auf ihr sicheres Ende zugeht. Damit stellt das *Klinische Jahresblatt* auch sein Wissen über das Format Zeitschrift aus. Während eine satirische Schreibweise übernommen wird, erfährt das Format der Zeitschrift mit ihren Bestandteilen nur Andeutungen, die Form des psychiatriepolitischen und administrativen Jahresberichts hingegen wird dadurch deutlich überschritten.

### III. Entstehung des Textes

Bereits das weiter oben zitierte Motto des Textes verweist auf die Entstehungszeit des *Jahresblattes*: »Nur einmal im Jahre ist Mummenschanz / Und Tanz.«<sup>28</sup> Über die Entstehung des *Jahresblattes* im Februar 1936 gibt Glauser aber auch in Briefen Auskunft. Er nennt den Text dort »Faschingszeitung«. So schreibt er an Martha Ringier:

Und nun lese ich wieder Proust, denn ich mag Proust gern. Daneben krüpple ich mit einem Kameraden an einer Faschingszeitung, sie gibt uns viel Arbeit, denn wir möchten gern etwas nicht allzu Blödes zusammenbringen, nicht allzu sehr Bierzeitungsniveau, es wird uns ja unter den Händen kaputt gehen, aber das macht nichts.<sup>29</sup>

Und auf Berthe Bendels Frage, was er denn zurzeit schreibe, antwortet Glauser wie folgt:

Was ich schreib? Zusammen mit einem Leidensgenossen haben wir eine Woche lang an einer Fastnachtszeitung gekrüppelt. Und dann bin ich tief im Irrenhausroman. Da wird dir eine schöne Arbeit blühen. Du mußt ihn mir dann abschreiben. Also bis Mitte April mußt du Schreibmaschinlen können.<sup>30</sup>

28 Ebd., Titelblatt.

29 Friedrich Glauser an Martha Ringier, [Waldau], 24.11.[19]36, in: Glauser, *Briefe* 2 (Anm. 7), 172.

30 Friedrich Glauser an Berthe Bendel, [Waldau, Ende Februar 1936], in: ebd., 174. Zu Glausers Verhältnis zu Handschrift und Typoskripten und zum vorhandenen Material darüber im Nachlass siehe Hubert Thüring: Der späte Anfänger Friedrich Glauser, in: ders., Corinna Jäger-Trees, Michael Schläfli (Hrsg.): *Anfangen zu schreiben. Ein kardinales Moment von Textgenese und Schreibprozess im literarischen Archiv des 20. Jahrhunderts*, Paderborn 2009, 147-172. Zum Schreiben und Streichen bei Glauser siehe Christa Baumberger: *Streichen – Kürzen – Redi-*

Das *Klinische Jahresblatt* scheint also innerhalb einer Woche entstanden zu sein und die Arbeit Mühe bereitet zu haben, verwendet Glauser doch wie bereits im Brief an Ringier auch an Bendel den Ausdruck des »Krüppelns«. Daneben schreibt Glauser auch noch an *Matto regiert* weiter, wovon neben der Briefstelle auch inhaltliche Übereinstimmungen zeugen, die weiter unten thematisiert werden.

Die Krankenakte Glauzers verzeichnet am 11. November 1935 einen Eintrag, den nächsten dann erst wieder am 16. April 1936. In der Zeit dazwischen, in der das *Jahresblatt* entstanden ist, fehlen Bemerkungen der Ärzte. Lediglich eine lose in der Akte liegende Liste der Medikation belegt, dass Glauser in jener Zeit in regelmäßigen Abständen das Schlafmittel Somnifen bekam.<sup>31</sup> Es bleiben als Quelle über die Entstehung und Wirkung des Textes also nur die Briefe des Autors.

In einem weiteren Brief an Ringier äußert sich Glauser darüber, dass die Initiative zum *Jahresblatt*-Text von seinem Mitautor ausgegangen sei:

Ich habe, wie ich Ihnen schrieb, eine Art Fasnachtszeitung verfaßt, d. h. der Kamerad, der sie verfaßt hatte, der kam zu mir, wie man das machen solle und so fort. Und da habe ich es wie Sie mit Ihren Kommissionen gehabt, wenn man schon einmal etwas macht, so soll man es so halbwegs anständig machen, nach bestem Wissen und Gewissen, wie es in den Gutachten heißt. Und da hab ich mich eben dahintergesetzt, Grobheiten herausgeschmissen, Jagd auf faule Witze gemacht, gekürzt (meine augenblickliche Spezialität), Matrizen geschrieben, abgezogen, bis ich Blattern hatte, und jetzt liegt das Machwerk also vor, und ich habe (pardonnez-moi l'expression) das große Kotzen.<sup>32</sup>

gieren. Friedrich Glauzers und Josef Halperins (Zusammen-)Arbeit an *Gourrama*, in: Lucas Marco Gisi, Hubert Thüring, Irmgard Wirtz (Hrsg.): Schreiben und Streichen. Zu einem Moment produktiver Negativität, Göttingen/Zürich 2011, 165-286.

<sup>31</sup> Krankenakte Glauser Waldau, Nr. 11767.

<sup>32</sup> Friedrich Glauser an Martha Ringier, [Waldau], 2. März [19]36, in: Glauser, Briefe 2 (Anm. 7), 177f. Über seinen Mitautor schreibt Glauser in der Folge: »Mein Kamerad ist ein guter Kerl, aber er redet wie ein Wasserfall mit tausend Sekundenlitern, daneben gehört er zur Michael Kohlhaasschen Art und möchte die Gerechtigkeit in die Welt einführen – das ist immer eine brenzlige Sache, das mit der Gerechtigkeit. Er versucht sie nämlich mit Hilfe von Behörden zu erlangen – Sie werden zugeben, daß das ein ausgefallener Standpunkt ist. Ich mag ihn aber gern, und es tut ihm wohl, seine diversen Scharmützel mit Schrotterei, Regierungstatthaltern und sonstigen nützlichen Amtspersonen zu erzählen, und hin und wieder wage ich einen schüchternen Einwand und hoffe dann, daß er vielleicht einmal keimt wie ein Weizenkorn (mein Einwand nämlich) und daß der Mann den Wert eines guten Kompromisses einsehen lernt. Aber ich habe wenig

Mit der Anfertigung von Matrizen thematisiert Glauser in diesem Briefausschnitt auch das Verfahren der Reproduktion, die er eigenhändig übernahm. Über die Höhe der Auflage erfährt man allerdings nichts, ebenso wenig über den Anlass der Verteilung und die Verbreitung. Aus der Schreibweise des Blattes darf angenommen werden, dass sowohl Patienten wie auch Ärzte und andere Angestellte als Rezipienten adressiert wurden.

Als Faschings- oder Fasnachtszeitung (die Bezeichnungen zeigen Glauzers Versiertheit in Bezug auf regionale Ausdrücke) rückt der Text nun noch stärker in den Bereich der Parodie, der Bachtin eine »karnevalistische Natur«<sup>33</sup> zuordnet. Den »reinen Gattungen (der Epopöe, der Tragödie)« sei, so Bachtin, die »Parodie wesensmäßig fremd, den karnevalisierten Gattungen« hingegen »wesensmäßig vertraut«.<sup>34</sup> Das *Jahresblatt* entsteht nun also in der Karnevalszeit, es thematisiert den Karneval in einer *captatio benevolentiae* im Motto und es ist verfasst in einer Schreibweise, die karnevalistische Elemente aufnimmt, indem sie etwa Figuren überhöht oder erniedrigt. Wenn der Karneval die »umgestülpte Welt«<sup>35</sup> ist, dann wird diese Umstülpung in Glauzers Text sprachlich nachgeahmt und wiederholt; durch das Schreibverfahren als parodierend-karnevalisierendes wird der Karneval also auf einer sprachlicher Ebene in die Klinik geholt. Während Bachtin den Karneval als »ein Schauspiel ohne Rampe, ohne Polarisierung der Teilnehmer in Akteure und Zuschauer« beschreibt, in dem »alle Teilnehmer aktiv« sind und »jedermann handelnde Person« ist,<sup>36</sup> so findet der Karneval in der Klinik jedoch nur auf einer literarischen Ebene statt, die Situation der Internierung kann also nicht gänzlich umgestülpt werden. Die Parodie ist damit ein Ersatz für den wirklichen Karneval, der »gelebt«<sup>37</sup> wird. Aktiv ist darin der schreibende Patient, der einen fiktiven Karneval inszeniert, durch den Hierarchien der Klinik untergraben werden. Eine Karnevalisierung der Literatur ist deshalb hier nicht als jenes allgemeine literaturgeschichtliche Phänomen zu sehen, als das es bei Bachtin beschrieben wird, sondern als

Hoffnung. Ich könnte Ihnen eigentlich stundenlang von den Leuten hier erzählen, es hat manchmal viel ulkigere Kerle darunter als draußen unter den sogenannten Normalen, und man lernt viel bei ihnen, wenn man nicht mit einer vorgefaßten Meinung an sie herantritt, sondern sie quatschen läßt.« Ebd., 178.

<sup>33</sup> Michail Bachtin: Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur [1963/1965], übers. und mit einem Nachwort von Alexander Kaempfe, München 1969, 54.

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Ebd., 48.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> Ebd.

einige Möglichkeit, zumindest auf sprachlicher Ebene das Machtgefüge der Institution vorübergehend ins Wanken zu bringen.

Einige weitere inhaltliche Bestandteile dieser »Fasnachtszeitung« sollen hier noch vorgestellt werden, weil dieser Text sich durch seine besondere Machart, seine spezifischen Kenntnisse der Psychiatrie und durch sein literarisches Gattungs-Wissen auszeichnet. Damit gibt der Text einen einzigartigen Einblick in die Klinik, aber auch in das Schreiben in ihr. Am Anfang steht der *Jahresbericht*, in dem auch die Kolonie »Schönbrunn« erwähnt wird, zu der die Verfasser »Eggla« den Bau einer direkten Bahnverbindung vorschlagen. Nach über 40 Jahren Amtszeit seines Vorgängers, Wilhelm von Speyr, hatte der 1933 antretende Direktor Jakob Klaesi als eine der Erneuerungen der Klinik eben diese Kolonie geschaffen. Glauser, der die Anfänge der neuen Waldauer Ära erlebt, thematisiert nun in seinem Text die »Meliorierung des Moosbodens«, und es folgt darauf ein weiterer Vorschlag: »Vielleicht könnte sich der tonnenweis vorrätige Abfall aus Gutachten, Gemeinsamen, Kollegs und Seminarien fruchtbringend verwerten lassen. Der Abfall ist, was den Phosphorgehalt betrifft, dem Stadtmist um 20 % überlegen.«<sup>38</sup> Der Klinikalltag mit der landwirtschaftlichen Arbeit in der Kolonie wird hier ebenso vorgestellt, wie das durch psychiatrische Arbeit entstandene Material als »Abfall« bezeichnet wird. Angestellten- und Patientenarbeit stehen einander gegenüber und im Fall der Ärzte wird die Arbeit durch die Autoren negativ gewertet. Mit der Erwähnung von institutionell-administrativ produzierten und verwendeten Schriftstücken wie den Gutachten oder von wissenschaftlichen Anlässen, wie der unter Klaesi nach dem Vorbild von Bleulers Burghölzli eingeführten »Gemeinsamen«,<sup>39</sup> präsentiert sich im Text ein Patientenwissen über den Anstaltsbetrieb, das mit der Erinnerung an ein Abfallprodukt eines urbanen und freien Lebens, dem »Stadtmist«, verglichen wird. Die prägnante Darstellung kommt über unterschiedliche Einblicke und eine Zusammenführung von Perspektiven zutage: Anstalt, Ärzte- und Patientenarbeit und das »Draußen« werden hier alle aus einem humoristischen Blickwinkel betrachtet gemeinsam dargestellt, hierarchische und geografisch-institutionelle Unterschiede für einmal eingeebnet.

Es folgt darauf eine Parodie auf die anscheinend rekordverdächtigen »Blitzvisiten« eines ehemaligen Arztes, André Neuville, dessen Nachfolger für die Patientenbesuche viel mehr Zeit beanspruchen würde.<sup>40</sup> Dieser

38 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 1.

39 Dabei handelt es sich um eine Besprechung eines Krankheitsfalls im Ärztekollektiv.

40 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 1. Auf wen hier mit Neuville angespielt wird, konnte nicht geklärt werden. Bernhard Echte schreibt im Nachwort von

Arzt kommt auch im Abschnitt *Auslandsnachrichten* vor. Dort wird er mittels eines Steckbriefes gesucht, der im medizinischen Jargon gehalten ist. Neuville sei, so liest man,

angeklagt der Urkundenfälschung (Datum in Krankengeschichten), Misshandlung von Schreibmaschinen, Verbalinjuriern an Telephonapparaten, Bedrohung mit Jodelinjektionen, Nachtlärm etc. etc. Signalement: Lang und elegant, Schädel dolichocephal; reichlich behaart. Denkerstirne ohne Schnurrbart. Nasolabialfalten deutlich. Herz liebevoll mit Spitzenstoss im 25. Intercostalraum. Abdomen abwesend. Kein Eiweiss, kein Zucker, Urobilinspuren.<sup>41</sup>

Mit dem Steckbrief wird eine weitere Textsorte, die Polizei- und Anstaltswesen miteinander verbindet und die auch den Waldauer Alltag und nicht zuletzt Glausers Leben prägte, im *Jahresblatt* aufgenommen und persifliert.

#### IV. Therapien und Krankheiten

Auf den *Jahresbericht* folgen die *Auslandsnachrichten* mit Neuigkeiten aus unterschiedlichen Städten der Welt. So wird in einem »Funkspruch« aus New York berichtet, zwei Studenten, die in »Ualdo Jurop« studiert hätten, seien beim Versuch, »europäische Psychotherapien« in die Vereinigten Staaten einschmuggeln zu wollen, verhaftet worden. Die Psychotherapien hätten sich aber als »simple Schlafmittel« entpuppt und ein »mysteriöses Bündel« als »gekleisterte Papiersäcke«.<sup>42</sup> Damit wird der Ort Waldau in einer lautmalerisch amerikanisierten Version genannt, die Schreibweise des Funkspruches durch eingestreute »stop«-Meldungen sprachlich nachgeahmt, und mit der Erwähnung von Psychotherapien und Papiersäcken werden auch hier wieder Patienten- und Ärztearbeiten miteinander verbunden. Während die Ärzte Psychotherapien entwickeln und anwenden, kleistern die Patienten im Namen der »aktiveren Behandlung« Papiersäcke, beide Produkte dieser Arbeit aus der »Ualdo Jurop« sind beim imaginären Grenzübertritt verdächtig. Die Pointe des kurzen Eintrages besteht in der Vertauschung der Rollen, werden die medizinischen Studen-

*Matto regiert*, in dem auch ein »Neuville« vorkommt, es hätte in der Waldau einen Assistenzarzt mit Namen »Neuveville« gegeben. In den Jahresberichten taucht dieser Name allerdings nicht auf. Friedrich Glauser: *Matto regiert* [1936], hrsg. und mit einem Nachwort von Bernhard Echte, Zürich 1998, 58.

41 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 2. Die Schreibweise »Zucker« im Original wurde hier korrigiert.

42 Ebd.



ten doch in die »Irrenanstalt des Staates Pensilvanien eingeliefert«,<sup>43</sup> was die Patienten unter den Lesern belustigt haben dürfte. Mit Bachtins Worten wird hier eine »umgestülpte Welt«<sup>44</sup> erfunden. Der Reiz an diesem Gedankenspiel liegt auch im festen Machtgefüge der Anstalt. Eine tatsächliche Aufhebung dieser Ordnung ist nicht möglich, es bleibt die Fiktion.

Einer einzelnen Krankheit kommt im *Jahresblatt* in einer anthropomorphisierten Form besondere Aufmerksamkeit zu, es ist die »bekannte Schweizerin Veronika Schütz«, die unter dem Namen »Schütz vrenie« zur Miss Universum gekrönt« worden sei,<sup>45</sup> wie in der Rubrik *Auslandsnachrichten* zu erfahren ist. Die Schizophrenie als Paradekrankheit der Zeit wird damit von Glauser aufgrund ihrer Entdeckung durch den Schweizer Psychiater Eugen Bleuler<sup>46</sup> in ihrer »Schweizer Herkunft« und in ihrer weltweiten Bedeutung gewürdigt. Auch hier zeigt Glauser Kenntnisse über eine Krankheit, ihre Benennung und die Verbreitung ihrer Diagnose. »Schütz vrenie« wurde nominal allerdings in der Waldau trotz ihres beachtlichen Alters von beinahe dreißig Jahren erst mit Klaesi eingeführt und ist zu Glauzers Zeit im Waldauer Umfeld dementsprechend relativ jung. »Eine Schützovrenie« kommt auch in *Matto regiert* vor, Pfleger Gilgen erwähnt sie dort, und die Erzählinstanz fügt in indirekter Rede hinzu, sie »hätten das im Kurs gelernt«.<sup>47</sup> Neben den ironischen Verschiebungen durch die Falschschreibung und der Personifizierung im *Jahresblatt* steht im Roman das Halbwissen einer neuen Pflegergeneration in der Kritik.

Im Weiteren kommen auch Therapieformen zur Sprache, im *Börsenbericht* kann sich Glauser einen Rundumschlag mit der Erwähnung der drei Berner Anstalten nicht verkneifen, wenn er die »Devisenkurse« wie folgt beschreibt: »Waldau-Schlafkure[n]: bleiben stabil und jeweils mit 300 Brief und 301 Geld honoriert. Münsingen-Insulin hat eine Einbusse von 2 Punkten erlitten, während Bellelay-Autounfälle in unwahrscheinlicher Weise auf 1050 schnellten.«<sup>48</sup> Mithilfe von Metonymien verweist

43 Ebd.

44 Bachtin, *Literatur und Karneval* (Anm. 33), 48.

45 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 3.

46 Eugen Bleuler stellte den Begriff Schizophrenie erstmals 1908 vor, 1911 erschien dann sein Werk *Dementia praecox oder die Gruppe der Schizophrenien*.

47 Glauser, *Matto regiert* (Anm. 40), 59.

48 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 10. Zu diesen Vorfällen schreibt Glauser 1937 an Oprecht: »Ende 35 oder Anfang 36 (genau weiß ich das Datum nicht mehr) [wurde] Dr. Knoll, der langjährige Direktor von Bellelay, Knall und Fall entlassen und in den Ruhestand versetzt«, »weil er ein nicht ganz reguläres Auto-

Glauser hier mit den Waldauer Schlafkuren indirekt auf Jakob Klaesi, der die »Dauernarkose« Anfang der 1920er Jahre im Burghölzli eingeführt hatte, und mit dem Münsinger Insulin auf Max Müllers Insulinschocktherapien, die ab den 1930er Jahren weit verbreitet waren.<sup>49</sup> Formal wird mit dem *Börsenbericht* auch deutlich, dass Glauser das Format Jahresbericht, wie es in der Anstalt üblich ist und von dem er einige Bestandteile, wie etwa die hier nicht weiter ausgeführte Rubrik *Ackerzucht & Viehbau*, übernimmt, deutlich übersteigt und mit traditionellen Elementen aus Tagespresse und Zeitschrift vermengt. Es handelt sich beim *Jahresblatt* also um ein Textsortenkonglomerat, womit der Text auch Bestrebungen, ihn eindeutig einer literarischen Gattung zuzuordnen, unterläuft.

## V. Figuren

Wie schon erwähnt werden auch die Ärzte nicht vor Spott verschont. In einem *Preis Ausschreiben* sind einzelne Oberärzte mit lächerlichen Preisfragen in Verbindung gebracht. Der große »Läsipreis« (mit Bezug auf Direktor Jakob Klaesi) geht beispielsweise an denjenigen, der die Frage »In welche Kategorie der Geisteskrankheiten ist das Bettnässen einzu-

mobilunglück inszeniert hatte.« Friedrich Glauser an Hans Oprecht, Angles, Gué de Longroi, Eure de Loir, 9. Februar 1937, in: Glauser, *Briefe 2* (Anm. 7), 520. Rund vierzehn Tage später schreibt Glauser an Oprecht, zu Knoll »falsch informiert worden zu sein«. Friedrich Glauser an Hans Oprecht, Angles, Gué de Longroi, Eure de Loir, 24. Februar 1937, in: ebd., 542. Abgesehen von dieser Geschichte hat Bellelay bereits 1927 einen seltsamen Autounfall mit Anstaltsprotagonisten erlebt, wie der Jahresbericht der Anstalt andeutet: »Der Ökonom von Bellelay hatte das Unglück, am 9. August einen Wärter und eine Wärterin in der Nähe der Anstalt mit seinem Auto zu überfahren. Der Regierungsrat stellte ihn sofort bis zur Erledigung des gerichtlichen Verfahrens in seinen Funktionen ein und übertrug diese seinem Sohne Johann.« Jahresbericht der bernischen kantonalen Irren-Anstalten Waldau, Münsingen und Bellelay für das Jahr 1927, Bern 1928, 5. »Le deuxième accident, par son ensemble de circonstances fatales, eut des conséquences beaucoup plus graves. Le [soir] du 9 août, l'infirmier Louis Jerusalem et sa fiancée Bethly Mo[] furent renversés par l'automobile de notre économe, Gerber.« Ebd., 58.

49 Zu Müllers Einsatz von Insulin siehe die Kapitel 19, 21 und 22 in den *Erinnerungen* (Anm. 7). Zu Müllers Experimenten siehe Hubert Thüring: *Die Produktivität des Nicht-Wissens im psychiatrischen Experiment. Entwurf einer Theorie und Anwendung auf die Forschungen von Max Müller in der Irrenanstalt Münsingen 1920-1940*, in: Wernli (Hrsg.), *Wissen und Nicht-Wissen in der Klinik* (Anm. 20), 193-208. Zu Klaesis Schlafkuren siehe etwa Jakob Klaesi: *Über die therapeutische Anwendung der »Dauernarkose« mittels Somnifens bei Schizophrenen*, in: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie* 74 (1922), 557-592.

reihen?» beantworten kann. »Auch Pfleger, soweit sie gestillt sind, dürfen sich beteiligen.«<sup>50</sup> Daneben gibt es den »Fankhauserpokal« (in Anklang an den Oberarzt Ernst Fankhauser) und den kleinen »Woyrschpreis« (hier ist ein weiterer Oberarzt, Jakob Woyrsch, gemeint), bei dem derjenige eine Wasserpfeife bekommen soll, der die Frage »Was heisst: Nicht voll vollsinnig sein?«<sup>51</sup> beantworten kann.

Einzelne fingierte *Neuerscheinungen* von Ärzten werden ebenfalls aufgezählt, so der Titel »Sind Frösche moralisch debil« von »Dr. E. Blauberg«, womit der Hirnanatom Ernst Grünthal (1894-1972) gemeint sein dürfte, oder eine Publikation von Ibokobes Woyrsch mit dem Titel »Psychiatrisches Erbfolgerecht und seine Anwendung«, womit wieder auf Jakob Woyrsch angespielt wird. Als »Blaubergs« weitere Neuerscheinungen werden mit »Klinisch-anatomische Untersuchungen über den therapeutischen Wert von Schuhwichse«, »100 Untersuchungen an Hirnarteriosklerotikerpsychiaterhegatten« und »Senile Demenz und postencephalischer Parkinsonismus bei incestuösen Hechtzwillingen und ihre Wirkung auf die Descendenz« angegeben.<sup>52</sup> Grünthal kommt später noch als »Athanasius Feldgrün«<sup>53</sup> vor. Die »moralische Debilität« der Frösche, der sich Blauberg gemäß Glauser widmet, ist eine Diagnose, die Glauser selbst betraf. An seinen Vormund Schneider schreibt er dazu 1935:

Wahrscheinlich wird man in der Waldau noch versuchen, mir aus meiner Freundschaft mit Fräulein Bendel und mit Fräulein Senn einen Strick zu drehen. Ich finde jedoch, daß ein Einmischen in solche privaten Angelegenheiten, auch wenn es sich, psychiatrisch gesprochen, um einen moralisch debilen Psychopathen handelt, eine Taktlosigkeit ist. Überhaupt moralisch debil! Ich kann mit dieser Diagnose wirklich nicht viel anfangen. Frauen gegenüber habe ich mich immer anständig benommen, und wenn diese Anständigkeit vielleicht auch nicht vom bürgerlichen Standpunkt sanktioniert ist, so kann ich nicht viel dagegen machen. Von *meinem* Standpunkt aus kann ich mein Verhalten wirklich restlos verantworten – auf alle Fälle scheint mir mein Verhalten immer noch anständiger als das verschiedener Ehemänner ...<sup>54</sup>

50 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 4.

51 Ebd.

52 Ebd., 5.

53 Ebd., 8.

54 Friedrich Glauser an Robert Schneider, Basel, den 29. Oktober 1935, in: Glauser, *Briefe 2* (Anm. 7), 58.

Neben den porträtierten Ärzten wird ein einzelner Patient, der Glauser sichtlich beeindruckt hat, ausgiebiger zitiert, es handelt sich um den Schachmeister Hans Fahrni,<sup>55</sup> der im *Jahresblatt* »Giov.[anni] Farini« genannt wird. Die Autoren zitieren einige seiner *Aphorismen zur Lebensweisheit*, die – etwas kryptisch – wie folgt lauten:

»Den, wenn ich erwisch, der die Welt erschaffen hat!« »Was versteht der Mensch!?!?. Fragt er mich: das Schach ist wohl eine brotlose Kunst? Natürlich! Wenn Puffli-Muffli mit dem Kinderwagen spazieren gehen und Bananen kaufen können! Ist vielleicht eine Wissenschaft? Oder eine Kunst? ... Ich bitte! ...«  
»Schach ist Philosophie! Hab ich nicht Recht?«<sup>56</sup>

Kurze Zeit nach der Fertigstellung des *Jahresblattes* erwähnt Glauser Fahrni auch in einem Brief an Ringier und beschreibt die Begegnungen mit ihm als »Lichtblicke«:

Wir haben da zum Beispiel einen Schachmeister, ein kleines Männchen mit einem ganz, ganz glatten Haupt und eckigen Bewegungen – kennen Sie des E. T. A. Hoffman Nußknacker und Mäusekönig? – nun, er sieht wie der Nußknacker im Märchen aus, hat ganz steife Bewegungen und einen steifen Gang und versteht sehr viel von Schach. Er war einmal internationaler Meister und hat an Turnieren mit allen großen Kanonen gespielt, Euwe und Aljechin, und er erzählt sehr fidel von Nimzowitsch, mit dem er einmal in Nürnberg, glaube ich, die Stube geteilt hat. Besagter Nimzowitsch, der eine neue Strategie in die Schachkunst eingeführt hat, analysierte tagsüber so viel, daß er nachts im Traum plötzlich aufschrie und brüllte: »Haltet den Freibauern! Haltet den Freibauern!« Sie müssen sich das vorstellen. Und ein Freibauer ist ein Bauer, der mit Leichtigkeit zur Dame werden kann, weil ihn nichts mehr aufhält. Ja, also dieser Schachmeister hat manchmal

55 Unter <http://spiez.net/pdf/fahrni.pdf> [zuletzt abgerufen am 20.7.2012] findet sich ein von Kurt Buntschu, Präsident des Berner Oberländischen Schachverbandes, im Januar 2006 verfasstes Dokument mit biografischen Angaben zu Fahrni, die teilweise der Krankenakte entstammen. Dazu werden auch berühmte Schachpartien Fahrnis beschrieben. Seine größten Erfolge hatte Fahrni gemäß Buntschu 1909 in München und 1911 in San Remo. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit Fahrni steht noch aus, in einem Ausstellungskatalog des Berner Psychiatriemuseums sind lediglich ein paar Zeichnungen Fahrnis abgedruckt: Marie-Louise Käsermann, Werner Jutzeler, Andreas Altorfer (Hrsg.): *Der Himmel ist blau & Nackt sein. Werke aus der Sammlung Morgenthaler, Waldau, Bern 2008*, 39-57 und 98-105.

56 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 5.

wunderschöne Ausdrücke: »Den, wenn ich erwisch, der die Welt erschaffen hat ...« sagt er z. B., und der alte Schopenhauer könnte sich begraben lassen, wenn er es nicht schon wäre. Welt als Wille und Vorstellung oder der Pessimismus in Taschenformat! Nicht? Manchmal spielt er mir berühmte Partien nach, und die sind genauso schön wie eine Kellersche Novelle. Es gibt da eine sogenannte »unsterbliche Partie« von einem Mathematiklehrer Anderssen (nicht der Märchenerzähler), die ist wirklich so schön wie die Beschreibung der Schlacht von Austerlitz in »Krieg und Frieden«. Ja, das sind also die Lichtblicke in dieser unwirklichen Welt.<sup>57</sup>

Dieser Briefausschnitt zeigt in seinem Anfang und Ende eine Spannung zwischen Identifikation Glauers mit der Anstalts Umgebung, wenn er, sich in ein Kollektiv fügend, schreibt: »Wir haben da«, und einer großen Distanz zur selben Umgebung, die er als »unwirkliche Welt« beschreibt. Dieser ambivalenten Haltung des Autors entspricht die Ambivalenz der Parodie als Produkt eines literarischen Verfahrens (und hier wäre man versucht, vom Resultat des Verfahrens als einer ›Gattung‹ zu sprechen), die Abbildung und Verfremdung in einem aufzeigt. Bachtin beschreibt die Ambivalenz einerseits in Bezug auf die gleichzeitige Erhöhung und Erniedrigung des Karnevalkönigs, andererseits mit Blick auf die Figuren, die »alle Polaritäten des Wechsels und der Krise« in sich tragen würden.<sup>58</sup>

Glauers Parodie erschließt sich zudem erst in einer Potenzierung von Intertextualität: Bezieht sich ein Ausschnitt aus dem *Jahresblatt* etwa auf einen Roman oder das Feuilleton als Intertext, gewinnt die Figur Farini vor allem dann an Konturen, wenn die Parodie mit Stellen aus Glauers Romanen und Briefen parallel gelesen und damit mit einer zusätzlichen Ebene von Intertexten in Verbindung gebracht wird. Denn Fahrnis Ausspruch »Den, wenn ich erwisch, der die Welt erschaffen hat!« wird von Glauer in unterschiedlichen Textgattungen aufgenommen, im *Jahresblatt*, im Brief an Ringier und schließlich im Roman, wenn er die Figur Schül<sup>59</sup> in *Matto regiert* den in seiner syntaktischen Anordnung auffälligen

57 Friedrich Glauer an Martha Ringier, [Waldau], 2. März [19]36, in: Glauer, Briefe 2 (Anm. 7), 178 f.

58 Bachtin, Literatur und Karneval (Anm. 33), 50 und 53.

59 Glauer schreibt über die Figur Schül und die Dauer des Projektes *Matto* an Halperin: »Das mit dem Roman ist lustig. Glauben Sie mir, daß ich ihn schon fünf Jahre herumschleppe? Drum habe ich ihn so herunterhauen können. Und Matto ist exakt – warten Sie einmal – 16 Jahre alt. Das Gedicht, das Schül schreibt, hat votre serviteur damals verbrochen, und er ist geehrt, daß Sie es schön und verrückt finden ... Wissen Sie, ich habe immer wieder probiert – ernst, und in der Ichform ... Das geht alles nicht. Dann werden ›Inseln‹ daraus, und dann liest

und rätselhaften Satz übernehmen lässt.<sup>60</sup> Fahrni wird im Brief als Patient erwähnt, im *Jahresblatt* wird sein Name ins Italienische übertragen und er damit als Farini/Farni erkennbar getarnt. Im Roman kommt die Figur Schül, »mit Suppentellern«<sup>61</sup> beladen, vorbei und spricht den Satz zu Pfleger Gilgen und Wachtmeister Studer. Die Figur transzendiert die Gattungen Brief, Jahresblatt und Krimi, sie bekommt in den jeweilig unterschiedlichen sprachlichen Umfeldern verschiedene Funktionen. Aus den Klinik-Texten und aus Autorenaussagen abgeleitetes Wissen ergeben unterschiedliche Deutungsmuster und Decodierungsmöglichkeiten. Fahrni und Farini verweisen auf denselben Patienten, sind aber zwei verschiedene literarische Figuren.

Während die Aussage »Den, wenn ich erwisch, der die Welt erschaffen hat!« dreimal dieselbe bleibt, wird der Name des Sprechenden ein anderer. Zuerst ist es Fahrni, der spricht und im Brief als Mitpatient beschrieben und zitiert wird, dann Farini im *Jahresblatt*, von dem die Leserschaft ohne Vergleich mit der Briefstelle nicht wissen kann, ob seine Aussagen wie sein Name bereits karikiert oder noch unverändert sind, und dann wird der Satz im Roman der literarischen Figur Schül in den Mund gelegt. Glauer porträtiert und transformiert den Sprechenden, bis er im Roman nicht mehr als Schachmeister Fahrni/Farini vorkommt und dadurch der Urheber der Äußerung im Arrangement des Krimiautors hinter der Aussage verschwindet. Geht man vom *Jahresblatt* als Parodie aus, zeigt sich an Farini deutlich, dass nur intertextuelle Bezüge und Referenzen das parodierende Verfahren überhaupt hervortreten lassen. Erst in der nachweislichen Verfremdung einer als bekannt vorausgesetzten Person und Aussage wird die für die Schreibweise typische Verschiebung deutlich. Aus einem vermeintlichen Porträt wird in der Überzeichnung die sprachliche Karikatur, die mimetische wie auch fiktive Elemente enthält.

es kein Mensch.« Friedrich Glauer an Josef Halperin, [Waldau], 2. Mai 1936, in: Glauer, Briefe 2 (Anm. 7), 279. Wie Bernhard Echte in den Anmerkungen zu diesem Brief schreibt, stammt *Mattos Puppentheater* aus dem Jahr 1919, Glauer habe sich, wie Echte meint, also verrechnet. Da aber nur eine handschriftliche Version des Textes und damit vermutlich eine Abschrift vorhanden ist, lässt sich die genaue Entstehungszeit nicht mehr eruieren. Im *Erzählerischen Werk* vermuten Echte und Papst, dass das Stück im Frühjahr 1919 in Münsingen entstanden sei. Siehe auch Friedrich Glauer: *Mattos Puppentheater. Das erzählerische Werk*, Bd. 1: 1915–1929, hrsg. von Bernhard Echte und Manfred Papst, Zürich 1992, 124–131 und 389.

60 Glauer, *Matto regiert* (Anm. 40), 58.

61 Ebd.

## VI. Wissenschaft und Anstaltsgeschichte

Neben den Figuren widmet sich das *Jahresblatt* auch der Wissenschaft und damit der Klinik als Produktionsstätte von Wissen. In der Rubrik *Wissenschaftliches* schreibt Glauser über Hermann Rorschachs psychodiagnostisches Testverfahren und dessen vermeintliche Anwendung mit Tieren:

Dem berühmten Forscher, *Dr. Erny Webbs* ist es in letzter Zeit gelungen, den Rorschachschen Deutungsversuch auch an Tieren durchzuführen. Wie man wissen wird besteht dieser Versuch im Vorzeigen sogenannter Klexographien. Aus den Umrissen der durch das Zusammenfallen eines mit Tinte bespritzten Papiers entstanden Formen muss das Versuchsobjekt Gegenstände *heraus* deuten.

Ein Appenzeller Sennenhund, der als erster dem Versuche<sup>62</sup> unterworfen wurde, glotzte die Tafel an, begab sich nachher schleunigst zu einem in der Nähe stehenden Baume und hob dort die linke Hinterpfote. Der Forscher schloss aus der Geste ganz richtig mit HP hl DN+ auf eine Durchlässigkeit der Nieren (psychischer Affekt). Der bei einer graviden Muttersau unternommene zweite Versuch ergab ein erstaunliches Resultat: nachdem diesem Tiere die farbige Tafel V vorgezeigt worden war, erlitt es einen derart heftigen Farbenchoc, dass es zwei rote, zwei grüne, zwei blaue und zwei schwarze Ferkel zur Welt brachte.<sup>63</sup>

Auch hier stellen die Erwähnung einzelner Begriffe wie des »Farbenchoc[s]« und die Kürzel in der Verrechnung des Tests das Wissen des internierten Autors über ein zeitgenössisches psychiatrisches Verfahren aus. Wie mit dem ganzen *Jahresblatt* wird hier mit der Erwähnung von Rorschach und seinem Verfahren ein Stück Waldauer Geschichte geschrieben. Dabei unterscheidet sich die Perspektive markant von derjenigen der historisch interessierten Psychiater der Zeit. Auch anderen nicht mehr anwesenden Berühmtheiten der Waldau wird in der Fasnachtszeitung ein Denkmal gesetzt, oder sie bemühen sich gar selbst mittels einer fiktiven Annonce um ein Denkmal, wie folgendes Beispiel zeigt: »Gesucht bescheidener Bildhauer, der klassischen Millionärpsychiaterkopf in Sandstein oder in Gips hauen könnte. Alte Kleider werden in Bezahlung gegeben. Offerten an: Professor Basel in Speyer (Germany).«<sup>64</sup> Neben dem ehemaligen Direktor von Speyr wird auch Walter Morgenthaler erwähnt,

62 Die Originalschreibweise »Verusche« wurde korrigiert.

63 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 6. Kursiva im Original gesperrt.

64 Ebd., 11. Die »Waldau unter Speyr« hatte Glauser so von innen gar nicht gekannt. Er schlug 1937 jedoch Hans Oprecht vor, in einem offenen Brief an den Regierungsrat diese Waldau zu beschreiben, als eine der Taktiken, die bewirken sollten,

der zu diesem Zeitpunkt schon 16 Jahre nicht mehr in der Waldau arbeitet.<sup>65</sup> An sein Werk *Die Pflege der Gemüts- und Geisteskrankheiten* von 1930 erinnert der dritte Preis eines Wettbewerbes: »I Krankenthaler: Morgen der Geistes & Gemütspflege.«<sup>66</sup> Glauser nimmt damit auch Persönlichkeiten, Forschungsthemen und Epochen der Waldau auf und karikiert sie, ohne sie in ihren Funktionen in der Waldau gekannt zu haben. Der Inhalt des *Jahresblatts* ist damit nicht nur eine Bestandsaufnahme und gewährt einen Einblick in die momentane Situation in der Anstalt, wie sie im Winter 1936 durch zwei Insassen wahrgenommen und in eine Parodie transformiert wird, sondern weist darüber hinaus und deutet in Ansätzen eine Geschichte der Waldau an. Dabei erfordert eine heutige Lektüre einiges an Decodierungsarbeit, um sich dem Text zumindest in Ausschnitten zu nähern. Die Geschichte, der Alltag und die Akteure der Waldau sind in ihrem Zusammenspiel Bedingung für die Entstehung von Glausers Text, und sie werden in diesem Text auch inhaltlich thematisiert. Diese Engführungen und Überlagerungen machen das *Jahresblatt* so bedeutsam, sie zeigen die persiflierende Schreibweise, aber auch ihre historische Gebundenheit.

Als ein Waldauer Motiv, das ebenfalls Eingang in Glausers *Matto regiert* gefunden hat, wird im *Jahresblatt* der sogenannte Blitzzug erwähnt: »Der neue Waldauer / Kursbuch für Blitzzüge und Hafermotoren. Gültig ab 1. April. Unentbehrlich für Oekonomen und solche die es werden wollen.«<sup>67</sup> Als »sonderbares Gefährt«<sup>68</sup> fällt der Blitzzug in *Matto regiert* der Figur des Wachtmeister Studers auf. Im Roman werden die Form des Blitzzuges und seine Funktion in der Arbeitstherapie beschrieben, Studer unterbricht dafür sogar sein Pfeifen:

Denn ein sonderbares Gefährt fuhr vorbei. Ein Zweiräderkarren, eine Benne, und zwischen Stangen tanzte ein Mann. Am anderen Ende der Benne aber war eine lange Kette befestigt, mit vier Querhölzern. Jedes

»den Vorwurf des Schlüsselromans abzuwenden.« Friedrich Glauser an Hans Oprecht, [ohne Ortsangabe,] 28. Januar 1937, in: Glauser, Briefe 2 (Anm. 7), 495.

65 Walter Morgenthaler arbeitete von 1907 bis 1920 mit Unterbrechungen in der Waldau und wurde über die Anstaltsgrenzen vor allem mit seiner Monographie über Adolf Wölfler bekannt: Walter Morgenthaler: Ein Geisteskranker als Künstler. Adolf Wölfler [1921], Wien 1985. In späteren Briefen Glausers wird Morgenthaler im Zusammenhang mit der Rezeptionsgeschichte von *Matto regiert* erwähnt. Im Nachlass Glausers im Schweizerischen Literaturarchiv in Bern sind keine Briefe Morgenthalers oder an Morgenthaler verzeichnet, inwiefern sich die beiden näher gekannt haben mochten, bleibt also offen.

66 Glauser, *Klinisches Jahresblatt* (Anm. 1), 12.

67 Ebd.

68 Glauser, *Matto regiert* (Anm. 40), 34.

dieser Querhölzer wurde von zwei Mannen gehalten, so daß also acht Mann an der Kette die zweirädrige Benne zogen. Neben dem sonderbaren Gefährt schritt ein Mann in blauem Überkleid. Er grüßte lächelnd, rief: »Ahalten! Ahalten han i gseit!« Der Mann zwischen den Stangen hörte auf zu tanzen, die acht Mann an der Kette standen still. Studer fragte mit einer Stimme, die vor Verwunderung ganz heiser war: »Was isch denn das?«

»Der Randler Blitzzug!« lachte der Mann. Und erklärte dann vertraulich, das gehöre zur Arbeitstherapie, das sei, damit die Patienten mehr Bewegung hätten ... Natürlich, nur die ganz Verblödeten brauche man dazu. Aber sie seien dann viel ruhiger ... Und adjö wohl!<sup>69</sup>

Die Karrenzüge, wie die Blitzzüge offiziell hießen, wurden in der Waldau 1926 im Rahmen der Arbeitstherapie eingeführt, es gab sie aber auch in den anderen Berner Anstalten. In der knapp gehaltenen Version des *Jahresblattes* tritt der Blitzzug nur in einer zwei Sätze umfassenden Annonce auf, er wird dort eindeutig der Waldau zugeordnet, deren »Markenzeichen« er war.

Im Vergleich von Glauers unterschiedlichen Texten lässt sich in Bezug auf die soziale und wissenspoetologische Bedeutung von Gattungen zusammenfassend sagen: Das satirisch dargestellte Porträt einer Institution und ihrer Repräsentanten ist unter der Bezeichnung »Fasnachtszeitung« und mit einer vermutlich geringen Verbreitung des Blattes möglich, auch wenn oder gerade wenn sich reale Personen darin erkennen. Ein Porträt in Form eines Kriminalromanes hingegen kann, wie die Reaktionen auf *Matto regiert* zeigen, dem Autor in einem solchen Fall viel Ärger einbringen.<sup>70</sup> Persönlich betroffen über die negativen Reaktionen, die *Matto regiert* auslöste, schreibt Glauer 1937 an den Psychiater Otto Briner: »Es ist überhaupt merkwürdig auf dieser Welt. Und ich studiere dem nach: Ein Zeichner darf Karikaturen anfertigen, ein Maler Portraits. [...] Und wir Schreiber dürfen also nicht tun, was die Maler ohne Gewissenbisse machen? Wir dürfen uns keine Portraits erlauben?«<sup>71</sup> Die Akzeptanz eines solchen Porträts hängt damit von der Rahmung der Schreibweise ab, in

69 Ebd.

70 Stein des Anstoßes war Glauers Figur des Direktors Ulrich Borstli, den Zeitgenossen als Porträt des Münsinger Direktors Ulrich Brauchli sahen. Wie Max Müller beschreibt, wurde in der Folge die Post Brauchlis kontrolliert, um zu vermeiden, dass dieser den Roman zu Gesicht bekommen könnte. Müller, Erinnerungen (Anm. 7), 159.

71 Friedrich Glauer an Otto Briner, Angles, den 2. Februar 1937, in: Glauer, Briefe 2 (Anm. 7), 507.

der es verfasst wird, und von der Verbreitung des Textes, wobei Letztere auch gattungsspezifisch sein kann – die vergleichsweise große Verbreitung von Kriminalromanen schränkt sie inhaltlich und in der Schreibweise ein, während der Autor einer unpublizierten Fasnachtszeitung eine sprichwörtliche Narrenfreiheit genießt. Unabhängig vom Grad der Verschiebung im parodistischen Schreibverfahren lässt sich für Glauers Zeit mit Bezug auf die Rezipientenseite festhalten, dass eine relativ große Decodierungsarbeit, wie sie etwa bei Fahrni/Farini aufgrund der Unbekanntheit der Person nötig ist, den Text »ungefährlich« macht, während eine geringe Entschlüsselungsarbeit bei bekannten Personen (wie etwa bei der Figur Borstli respektive Direktor Brauchli) einen Text im Umfeld der Klinik als Macht-Ort zu einer Gefahr werden lässt.

Die komische Funktion der Parodie zeigt sich einerseits im Ausmaß der »Fallhöhe«<sup>72</sup> der verwendeten Textvorlagen, also etwa des administrativen psychiatrischen Jahresberichts als amtliches Dokument, und andererseits in derjenigen der darin karikierten Personen. Während der Umgang mit Prätexten und Gattungen als literarisches Spiel betrachtet werden kann, werden die Bezüge auf die zeitgenössische Psychiatrie und ihre Exponenten aufgrund des Machtgefälles zur Zeit- und Disziplinenkritik. Diese wurde unter besonderen Umständen der Internierung eines Autors verfasst und erfuhr keine breite Rezeption. Heute kann der Text als Dokument über die Schreibbedingungen in einer Anstalt der 1930er Jahre gelesen werden, als »Gegen- oder Nebengesang«<sup>73</sup> zum Schreiben in Freiheit, dem die parodistische Schreibweise ein freieres Schreiben ermöglicht. Ob damit »eine besondere Karnevalskategorie: der freie, intim-familiäre, zwischenmenschliche Kontakt«<sup>74</sup> innerhalb der Klinik hergestellt werden konnte, bleibt nicht nur aufgrund der offenen, zeitgenössischen Rezeptionssituation zu bezweifeln. Glauers Text kann, so wurde hier zu zeigen versucht, gerade in seiner auf Verfremdung beruhenden Schreibweise als Korrektiv eines durch Jahresberichte und andere offizielle Schriften amtlich beglaubigten Institutionsbildes gelesen werden. Dieses Bild und seine parodistische Darstellung sind zeitlich gebunden, im Kleinen betrachtet an die Fasnachtszeit, im Größeren an die Zeit der Anstaltspsychiatrie der 1930er Jahre und ihre Internierungspraktiken. Die Verknüpfung von Wissen über die Anstalt, ihre Geschichte und Exponenten, aber auch über außerinstitutionelle Textgattungen und die Präsentation dieses Wissens im *Klinischen Jahresblatt* machen seine Singularität aus.

72 Weidhase/Kauffmann (Anm. 21), 572.

73 Ebd.

74 Bachtin, Literatur und Karneval (Anm. 33), 48.

# Gattungs-Wissen

## *Wissenspoetologie und literarische Form*

Herausgegeben von  
Michael Bies, Michael Gamper  
und Ingrid Kleeberg



WALLSTEIN VERLAG

DEUTSCHES SEMINAR

Bibliothek

UNIVERSITÄT ZÜRICH

Publiziert mit Unterstützung der internen  
Forschungsförderung der ETH Zürich und  
der Leibniz Universität Hannover

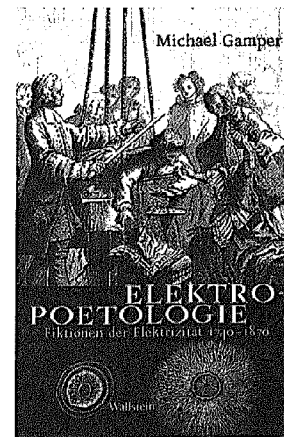
Redaktionsassistentin: Anna Krebs

## Inhalt

MICHAEL BIES / MICHAEL GAMPER / INGRID KLEEBERG Einleitung . . . . .	7
MICHAEL DOMINIK HAGEL Robinsonade und Telemachie <i>Rahmenlinien des Utopischen im 18. Jahrhundert</i> . . . . .	19
WERNER MICHLER Klassifikation und Naturform <i>Zur Konstitution einer Biopoetik der Gattungen im 18. Jahrhundert</i> . . . . .	35
BIRGIT NÜBEL Autobiographik als Menschenwissenschaft . . . . .	51
SUSANNE DÜWELL Erfahrungsseelenkunde als ›innere Geschichte des Menschen‹ <i>Marcus Herz' »Beschreibung seiner eigenen Krankheit« und die Anfänge psychologischer Falldarstellungen</i> . . . . .	74
ALEXANDER KOŠENINA Kriminalanekdote <i>Literarisiertes Rechtswissen bei Kleist, Meißner und Müchler</i> . . . . .	96
RÜDIGER ZYMNER Das ›Wissen‹ der Lyrik . . . . .	109
MICHAEL GAMPER Das Neue schreiben <i>Boses Lehrgedicht, Lichtenbergs Aphorismen, Hardenbergs Märchen</i> . . . . .	121
INGRID KLEEBERG Eine Urform aller Gattungen <i>Novalis' »Allgemeines Brouillon« als System des assoziierenden Geistes</i> . . . . .	138
MICHAEL BIES Für Goethe <i>Naturgemälde von Humboldt, Wilbrand, Ritgen und Martius</i> . . . . .	162
JUTTA MÜLLER-TAMM Prosa, Lyrik, Lebensbild <i>Literarische Wissenschaft um 1850</i> . . . . .	190

Michael Gamper  
**Elektropoetologie**

Fiktionen der Elektrizität 1740–1870



331 S., geb., Schutzumschlag  
ISBN 978-3-8353-0553-3

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

»... ein ungeheuer gescheites Buch«  
Alexander Košenina, Frankfurter Allgemeine Zeitung

»... ein originelles Stück frühe Wissenschaftsgeschichte«  
Neue Zürcher Zeitung

© Wallstein Verlag, Göttingen 2013  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond  
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf, unter Verwendung einer  
Abbildung aus: Friedrich August Ludwig Thienemann, Christian Ludwig Brehm:  
Systematische Darstellung der Fortpflanzung der Vögel Europas mit Abbildung der Eier,  
5 Bde., Leipzig 1825-1838, Quelle: Universitätsbibliothek Heidelberg, O 1124 RES.  
Druck: Hubert & Co, Göttingen  
ISBN: 978-3-8353-1194-7



[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)